

(Nachdruck verboten.)

29]

## Das Duell.

Roman von N. Kuprin.

Einzig autorisierte Uebersetzung von Adolf Hef.

16.

Aus dem Lager führte in die Stadt nur ein Weg über die Eisenbahn, die an dieser Stelle einen tiefen, steilen Einschnitt machte. Komaschow lief auf einem schmalen, festgetretenen, fast senkrechten Pfade schnell bergab und stieg die andere Böschung mühsam bergan. Schon auf der Mitte des Aufstiegs bemerkte er, daß oben jemand in Litenka und in umgeworfenem Mantel stand. Er blieb einige Sekunden stehen, machte die Augen klein und erkannte Nikolajew.

„Jetzt kommt das Unangenehmste!“ dachte Komaschow. Sein Herz krampfte sich in unruhiger Vorahnung zusammen. Aber er stieg dennoch weiter aufwärts.

Die Offiziere hatten sich etwa fünf Tage nicht gesehen, aber jetzt begrüßten sie sich aus irgend einem Grunde bei der Begegnung nicht, und Komaschow fand darin merkwürdigerweise nichts Ungewöhnliches — als wenn es an diesem schwereren, sonderbaren Tage gar nicht anders sein könnte. Nicht einer von ihnen legte die Hand an die Mütze.

„Ich habe Sie absichtlich hier erwartet, Jurij Alexejitsch,“ sagte Nikolajew und blickte irgend wohin in die Ferne nach dem Lager über Komaschows Schulter hinweg.

„Stehe zu Diensten, Vladimir Jesimitsch,“ erwiderte Komaschow mit künstlicher Ungezwungenheit, aber zitternder Stimme. Er bückte sich nieder, riß einen vorjährigen, trockenen, braunen Grassalm ab und begann zerstreut darauf herumzukauen. Gleichzeitig sah er deutlich, wie sich in den Knöpfen an Nikolajews Mantel seine eigene Gestalt mit schmalen kleinen Kopf und winzig dünnen, aber an den Hüften unförmlich angeschwollenen Beinen spiegelte.

„Ich halte Sie nicht auf, ich habe nur zwei Worte mit Ihnen zu reden,“ sagte Nikolajew. Er brachte diese Worte besonders weich, mit der krampfhaften Höflichkeit eines zornigen, erbotenen Mannes heraus, der fest entschlossen ist, an sich zu halten. Da aber die Unterredung, bei der man sich nicht ansah, mit jeder Sekunde ungemütlicher wurde, schlug Komaschow fragend vor:

„Also wollen wir gehen?“

Der gewundene, von Fußgängern festgetretene Weg durchschnitt ein großes Kunkelrübensfeld. In der Ferne waren die weißen Häuser und niedrigen Ziegeldächer der Stadt sichtbar. Die Offiziere gingen nebeneinander, machten sich gegenseitig Platz und traten auf das fleischige, dicke, unter den Füßen knirschende Grün. Eine Zeitlang schwiegen beide. Endlich begann Nikolajew, tief und laut Atem holend, mit sichtlicher Anstrengung:

„Ich muß vor allem die Frage an Sie richten: Verhalten Sie sich mit der schuldigen Ehrerbietung gegen meine Frau gegen Alexandra Petrovna?“

„Ich verstehe nicht, Vladimir Jesimitsch,“ erwiderte Komaschow. „Ich muß Sie meinerseits fragen . . .“

„Endschuldigen Sie!“ geriet Nikolajew plötzlich in Hitze. „Wir wollen der Reihe nach fragen, erst ich, dann Sie. Sonst kommen wir nicht zum Ziel. Lassen Sie uns offen und ehrlich miteinander reden. Antworten Sie mir vor allem: Interessiert Sie auch nur ein wenig, was über sie gesprochen und gellatscht wird? Nun kurz . . . zum Teufel! . . . Ihr guter Ruf? Nein, nein, warten Sie, unterbrechen Sie mich nicht . . . Sie werden doch hoffentlich nicht leugnen, daß Sie von ihr und von mir nur Gutes gesehen haben und daß Sie in unserem Hause wie ein Nahestehender, fast wie ein Verwandter aufgenommen worden sind.“

Komaschow trat in den lockeren Boden, stolperte ungeschickt und antwortete verschämt:

„Glauben Sie mir, ich werde Ihnen und Alexandra Petrovna stets dankbar sein . . .“

„Ach nein, darum handelt es sich nicht, ganz und gar nicht. Ich will nicht Ihre Dankbarkeit,“ wurde Nikolajew böse. „Ich will nur sagen, daß sich an meine Frau schmutzige, verlogene Klatschereien herangewagt haben, die . . . nun, ich

will sagen, in die . . .“ Nikolajew atmete schnell und wischte sich das Gesicht mit einem Tuch ab. „Nun kurz, hierin sind auch Sie verwickelt. Wir beide — ich und sie — erhalten fast täglich gemeine, niederträchtige, anonyme Briefe. Ich werde sie Ihnen nicht zeigen . . . mir ist das ekelhaft. Und in diesen Briefen steht . . .“ Nikolajew stockte eine Sekunde. „Nun, zum Teufel, da steht drin, daß Sie — Alexandra Petrovna Liebhaber seien, und daß . . . o, diese Gemeinheit! . . . nun, und so weiter . . . daß Sie täglich geheime Rendezvous haben, und daß das ganze Regiment davon weiß. Gemeinheit!“

Er knirschte wütend mit den Zähnen und spuckte aus.

„Ich weiß, wer das geschrieben hat,“ sagte Komaschow leise und wandte sich zur Seite.

„Sie wissen es?“ Nikolajew blieb stehen und faßte Komaschow grob am Arm. Offenbar hatte der plötzliche Zornesausbruch mit einem Male seine künstliche Selbstbeherrschung vernichtet. Seine stiermäßigen Augen wurden größer, das Gesicht füllte sich mit Blut, in den zitternden Mundwinkeln erschien schaumiger Speichel. Weit vornübergebeugt und sein Gesicht an das Gesicht Komaschows heranziehend, schrie er wütend:

„Das heißt, Sie wagen zu schweigen, wo Sie es wissen! In dieser Lage ist es die verdammte Pflicht eines jeden nur halbwegs anständigen Menschen, dem Pack das Maul zu stopfen. Hören Sie! . . . Sie Arme-Don Juan! Wenn Sie ein Ehrenmann sind und nicht irgend ein . . .“

Komaschow blickte bleich und hagerfüllt in Nikolajews Augen. Seine Arme und Beine wurden plötzlich schwer, der Kopf wurde leicht und gleichsam leer; das Herz aber fiel irgendwo in die Tiefe, schlug dort mit ungeheueren, schrecklichen Stößen und erschütterte den ganzen Körper.

„Ich bitte Sie, mich nicht so anzuschreien,“ brachte Komaschow dumpf und langgedehnt heraus. „Sprechen Sie höflicher, ich erlaube Ihnen nicht, so zu schreien.“

„Ich schreie durchaus nicht,“ erwiderte Nikolajew, noch immer grob, aber den Ton dämpfend. „Ich suche Sie nur zu überzeugen, obwohl ich ein Recht habe, zu fordern. Unsere früheren Beziehungen geben mir dieses Recht. Wenn Sie den Namen Alexandra Petrovna nur ganz wenig schätzen und für rein und fleckenlos halten, so sind Sie verpflichtet, diesem Geschwätz ein Ende zu machen.“

„Gut, ich tue alles, was ich kann,“ erwiderte Komaschow trocken.

Er wandte sich um und ging weiter mitten auf dem Pfade. Nikolajew holte ihn sofort ein.

„Und dann . . . Nur werden Sie, bitte, nicht zornig . . .“ begann Nikolajew weich, mit einem Anflug von Verwirrung. „Wir haben nun einmal zu reden begonnen, da führen wir besser alles zu Ende . . . nicht wahr?“

„So?“ meinte Komaschow halb fragend.

„Sie selbst haben gesehen, mit welcher Sympathie wir, das heißt ich und Alexandra Petrovna, Ihnen entgegengekommen sind, und wenn ich jetzt genötigt bin . . . Ach, Sie wissen ja selbst, daß in diesem schändlichen Ort nichts schrecklicher ist als Klatschereien!“

„Gut,“ antwortete Komaschow traurig. „Ich werde nicht mehr zu Ihnen kommen. Sie wollten mich doch darum bitten, nicht wahr? Nun gut, übrigens habe ich schon beschlossen, meine Besuche einzustellen, vor einigen Tagen war ich im ganzen fünf Minuten bei Ihnen, um Alexandra Petrovna Bücher zurückzubringen, und ich gebe Ihnen die Versicherung, das war das letzte Mal.“

„Ja . . . also . . .“ sagte Nikolajew unbestimmt und schwieg verwirrt.

Die Offiziere traten in diesem Augenblick von dem Fußwege auf die Chaussee. Bis zur Stadt waren noch dreihundert Schritte, und da man weiter nichts zu reden hatte, gingen beide schweigend und ohne sich anzusehen, nebeneinander her. Keiner konnte sich entschließen, stehen zu bleiben oder sich umzuwenden. Die Situation wurde mit jeder Minute verlogener und gespannter.

Endlich kam ihnen bei den ersten Häusern der Stadt ein Wagen entgegen. Nikolajew rief ihn an.

„Ja . . . also . . .“ meinte er wieder ungeschickt und

Wandte sich zu Komatschow. „Also auf Wiedersehen, Jurij Merezitsch.“

Die beiden gaben sich nicht die Hand, sondern berührten die Mühen. Als aber Komatschow den sich enfsenkenden, im Staube weissen, festen Nacken Nikolajew's sah, fühlte er sich plötzlich so von der ganzen Welt verlassen und so einsam, als wenn aus seinem Leben das Allerwichtigste, Allergrösste herausgenommen wäre.

Er ging langsam nach Hause. Gaiwan trat ihm im Hofe entgegen, schon von weitem vergnügt und lustig grinsend. Er nahm dem Leutnant den Mantel ab und lachte die ganze Zeit vor Vergnügen und tanzte die ganze Zeit auf ein und demselben Fleck.

„Hast nicht gegessen?“ fragte er mit teilnehmender Vertraulichkeit. „Bist wohl hungrig? Ich laufe gleich ins Kasino, bring' Dir zu essen.“

„Scher' Dich zum Teufel!“ heulte Komatschow ihn an. „Scher' Dich fort und wag' nicht zu mir ins Zimmer zu kommen. Und wer nach mir fragt — ich bin nicht zu Hause, wenn auch der Kaiser selbst kommt.“

Er legte sich auf das Bett, vergrub den Kopf in die Kissen und biß mit den Zähnen hinein. Seine Augen brannten, ein stechender, fremder Schmerz schnürte gleichzeitig seine Kehle zusammen und trieb sie auseinander, und er wollte weinen. Er suchte gierig diese heißen, angenehmen Tränen, dieses lange, bittere, erleichternde Schluchzen. Und er rief sich absichtlich wieder und wieder den vergangenen Tag in das Gedächtnis zurück, wobei er alle gegenwärtigen schimpflichen und schändlichen Ereignisse gleichsam verdichtete; stellte sich, gleichsam wie von außen, gedemütigt, unglücklich, schwach und bestoßen, und voll trauriger Nührung über sich selbst vor. Aber Tränen kamen nicht.

Dann geschah etwas Sonderbares. Es schien Komatschow, daß er überhaupt nicht geschlafen, nicht einmal eine Sekunde geträumt, sondern nur einen kurzen Augenblick ohne Gedanken mit offenen Augen dagelegen hätte. Und plötzlich fand er sich wach mit dem früheren Gram im Herzen. Aber im Zimmer war es schon dunkel. Es zeigte sich, daß in diesem unverständlichen Zustande geistiger Erstarrung über fünf Stunden verfloßen waren.

Er wünschte zu essen. Er stand auf, schnallte den Säbel um, warf den Mantel um die Schultern und ging ins Kasino. Es war nicht weit, alles in allem zweihundert Schritte, und Komatschow ging dorthin nicht über die Straße, sondern auf einem Umwege über leere Plätze und Bäume mit Stellen zum Ueberklettern.

Im Speisezimmer, im Billardzimmer und in der Küche brannten Lampen; daher erschien der schmutzige, vollgestellte Hof des Offizierskasinos schwarz, wie mit Tinte übergossen. Die Fenster waren überall weit geöffnet. Man hörte Reden, Gelächter, Gesang, ab und zu das Klappern von Billardkugeln.

Komatschow war schon in den hinteren Eingang eingetreten, blieb aber plötzlich stehen, als er im Speisezimmer die erregte und spöttische Stimme Hauptmann Sliwas hörte. Das Fenster war zwei Schritte entfernt, und als Komatschow vorsichtig hineinsah, sah er den etwas gekrümmten Rücken seines Rottenkommandeurs.

„Die ganze Rote marschiert wie ein Mann — at! at! at! at!“ sagte Sliwa, die ausgestreckte Hand gleichmäßig hebend und senkend. „Er allein aber, wie zum Trotz — O! o! — gerade wie ein Ziegenbock.“

Er stieß unruhig und albern ein paarmal mit dem Zeigefinger in die Höhe. „Ich habe ihm klipp und klar gesagt: „Verehrtester, gehen Sie doch in eine andere Rote. Besser, Sie treten ganz aus dem Regiment aus. Was kann aus Ihnen für ein Offizier werden? Sie „Bindelstich“, Sie...“

Komatschow blinzelte mit den Augen und krümmte sich. Und es schien ihm, daß, wenn er sich jetzt rührte, alle Offiziere im Eßzimmer ihn bemerken und sich aus dem Fenster lehnen würden. So stand er ein oder zwei Minuten. Dann ging er, bemüht, möglichst leise zu atmen, krumm und den Kopf einziehend, auf den Zehenspitzen die Wand entlang, immer schneller zum Tor, durchquerte schnell die mondbeleuchtete Straße und verschwand im dunklen Schatten des gegenüberliegenden Zaunes.

(Fortsetzung folgt.)

## „Xerxes“.

Ein Charakterbild. — Von Carl Busse.

(Schluß.)

Auf der Universität wurde es nicht anders, als es auf dem Gymnasium gewesen war. Er hätte gern die bunte Mühe getragen — schon aus Eitelkeit —, aber weil er zu ängstlich war, sich dem blanken Schläger zu stellen, hielt er sich dem Durcheinander fern. Er verstand es meisterhaft, alle seine Schwächen vor sich selber zu Zugen den aufzubringen. Er studierte, da sein Vermögen nicht groß genug war, als daß er auf einen Beruf hätte verzichten können, Philologie — teils in dem Gedanken, einmal eine Berufung an eine Universität zu erhalten, teils vielleicht auch in dem, als Lehrer es den Schülern heinzahlen zu können was er selber gelitten. Erst als Probekandidat, dann als Hilfslehrer amtierte er an zwei Gymnasien, und arbeitete bei Lehrern und Schülern, und wurde endlich mit Beginn des Wintersemesters einem Institut überwiesen, in dem sich sein Schicksal entschied.

Ueber den einsamen See zichen zwei Taucher, — die schönen Vögel, die plötzlich unter dem Wasserspiegel verschwinden, als hätte die Tiefe sie verschluckt. Abendsonne jitzert über die ruhende Fläche, sie streift Schilf und Rohr, läßt die glajigen Flügel einer Seejungfer aufleuchten, trifft das blante Rohr des Revolvers. Heinrich Heder zieht eine Patrone aus der vollen Schachtel. Er wundert sich, daß sie flebrig ist — wie mit Talg eingeschmiert. Wahrscheinlich, um stärkere Reibungen zu verhindern. Und nun läßt er. Mit leichtem Zittern der Hände, mit großer ängstlicher Vorsicht.

Es war hier wie überall. Die Schüler seine Feinde, die Kollegen seine Feinde. Alle gegen ihn; er gegen alle — sein Los. Er fürchtete die Schüler, wenigstens einige, die ihn frech und frei anblickten. Er peinigte dafür die anderen, die sich nicht wehrten, die nur duldeten. Sie haßten ihn alle, auch die Lehrer. Er war das gewohnt. Aber einen wollt' er auf seiner Seite haben: den Direktor.

Weshalb? Viele Gründe gab es da. Der Mann konnt' ihm nützen. Ein günstiger oder ungünstiger Bericht von ihm fiel ins Gewicht. Und Heinrich Heder wollte vorwärts. Es kam die Zeit, wo er sich nicht mehr damit begnügen wollte, nur vor sich selbst als Genie dazustellen. Er hatte genug gewartet. Und vor allem: er wollt' vorwärts, um sich ein Mädchen leichter zu erringen, das die Schönste der Stadt und gleichzeitig die Tochter seines Chefs war.

Der Revolver ist geladen. Die kleine, dunkle, treisundne Rindum, weist nach dem See, — dorthin, wo noch immer die beiden Taucher zichen.

Bei dem Direktor hat er sich beliebt zu machen gesucht. Es war nicht gelungen. Es war ein Tag gekommen, wo er um die Hand des schönsten Mädchens angehalten und einen Korb mit nach Hause gebracht hat. Seitdem wird es ihm grün und gelb vor den Augen, wenn er den Direktor sieht — grün und gelb wie damals auf der Schule, wo ihm die lachenden Schüler auch ein Mädchen wegnahmen. Er ist ganz voll von Wut und Zorn; jeden Tag tropft mehr davon in sein Herz; wieder hat er die dumpfe Erwartung, als müsse etwas geschehen.

Es geschieht etwas. Er weiß mit einem Male, welchen Spitznamen er hat. Von Schülerhand fand er sich gezeichnet; darunter stand: Xerxes!

Als ob dieser Name aus seiner eigenen Gymnasialzeit hundert Meilen durch die Luft geflogen ist und hier gezündet hat! Durch irgend einen seiner früheren Mitschüler muß er hierhergeschleppt sein. Und mit dem Namen ist aller Hohn, alle Verachtung, alle Geringschätzung, die sich damit verknüpfte, auch hierher gewandert. So viele Jahre war er frei davon, frei von 'em verhassten Namen, in dessen zwei Sillen sich die ganze erduldete Schmach birgt. Nun erwacht mit ihm die Vergangenheit und wälzt eine alte Flutwelle von Gift hinüber in die neue, die schon in ihm ist.

Kleine alltägliche Ereignisse, alle mit einem Stachel für ihn, kommen dazu. Es wäre sonst nicht zu erklären, wie das geschehen konnte, was geschah. Er fühlte, daß er fort mußte, hatte sich schon fortgemeldet, wollte nur noch kurze Zeit unterrichten. Da kam der Direktor in eine heiße Nachmittagsstunde hinein, um zuzuhören. Der Anglistische trat dem Lehrer auf die Stirn. Er konnte kaum reden. Er mußte, was von dieser Stunde abhing. Er rief die Schüler auf. Sie versagten völlig, vielleicht weil sie matt waren durch die Hitze, vielleicht weil sie nicht antworten wollten. Immer ängstlicher, verzweifelter wurde er. Er stellte Fragen, von denen er wußte, daß sie töricht waren. Er sah, wie der Direktor die Lippen zusammenpreßte, wie hinten in der Bank ein Schüler ihn angriffte.

Und mit einem Male war ihm wie damals, als er in unerträglicher Spannung darauf wartete, daß seine Mitschüler die Quälereien beginnen würden. Auch jetzt sprach keiner, nicht der Direktor, nicht die Schüler. Und sie waren doch seine Todfeinde, die ihn belauerten: drunten die Horde, die alles Gelehrte verzeugete, drüben am Fenster der Chef, der wohl schon, während er reglos verharrte, sein Todesurteil schrieb — den Bericht, der ihm die Karriere verbarb. Er raffte sich auf; er fragte nach dem Berserkönig, den Alexander der Große besiegte hatte. Und da kam eine Antwort — endlich eine:

„Xerxes!“

Hörte er denn recht? Lachte ihn die ganze Klasse höhniisch an? Judte der Direktor unwillig die Achseln?

Es brauste ihm in den Ohren. Da scholl die Stimme des Chefs, hart, schneidend: „Was in aller Welt habt Ihr denn gelernt?“

Und in diesem Augenblick, wo Heinrich Heder wußte, daß der Tanz begann, daß er verloren war, schlug seine verzweifelte Schwäche wieder in die Wut um. Er tat taumelnd auf dem Katheder ein paar Schritte hin und her, seine Augen quollen vor, etwas lag auf ihm, was ihn ersticken wollte — und da schrie er auf, inmitten in die Worte des Direktors hinein:

„Wer unterrichtet hier? Sie oder ich? Sie oder ich?“ Und hob in rasendem Jörn die Arme und schüttelte sie, daß die Ärmel von den mageren Gelenken glitten: „Das ist meine Klasse — hier bin ich der Herr! Und das ist — (gegen die Schüler) — eine Horde, eine Horde von Bestien!“

Als wollte er wieder mit Tintenfassern werfen, griff er ans Katheder und in die Luft — er sah nur noch seine Todfeinde, den Direktor, der ihm die Tochter verweigert hatte, der ihn unmöglich machte, der sich an seinen Qualen weidete; die Schüler, die ihn Kerges riefen und alle Martern der Vergangenheit ihm zurückbrachten.

Er wußte selber nicht, was er schrie — bald hierhin, bald dorthin. „Werdet keine Lehrer! Werdet nur keine Lehrer!“ rief er einmal, und dann heulte er beinahe heraus, daß alles Große mißachtet würde.

Keiner Bewegung fähig, halb erstarrt, sahen die Schüler da. Der Direktor war rot geworden. Wurde dann blaß und rief den Rasenden an. Der hörte nicht.

Da wandte sich der Chef zur Klasse. „Der Herr Doktor ist krank geworden.“ Und er ging aufs Katheder zu: „Gehen Sie heim, Herr Doktor!“

Aber nur noch ärger tobte der Hülflehrer. „Das ist meine Klasse — ich laß mich aus meiner Klasse nicht fortweisen.“

„So kommen Sie doch!“ Aber es half kein Bitten, kein Befehl. „Nehmen Sie mich nicht an, hier unterrichte ich!“

„Nehmt Eure Mützen und geht!“ befahl der Direktor den Schülern.

Im Katheder schritten sie vorbei, sich drängend wie die Schafe nach der Stalltür, sahen von unten herauf den Wütenden mustern. Jeden Blick hielt er für Hohn.

Dann ging der Direktor. Nun war er allein. Der Sieger! Er hatte seine Klasse behauptet. Er stand hier aufrecht auf dem Katheder — keiner sonst.

Dann fing er an zu zittern und fiel halb auf den Stuhl zurück. Schwer atmend, stier vor sich hinblickend, sah er mehrere Minuten. Aengstlich, scheu, gedrückt und mit einer dumpfen Mattigkeit in den Gliedern verließ er das Gymnasium für immer.

Zu Hause setzte er sich an den Tisch und starrte lange auf das bunte Muster der Decke. Er zog mit dem Finger mechanisch die Webefäden nach. Nun konnte er ja einpacken! Nun war hier alles erledigt. Und da, in der hohen, verdoppelten Schwäche, die dem Ausbruch der Wut folgte, überfiel ihn ein ungeheurer Ekel vor sich selber. Zum erstenmal in dieser Stärke. Die glänzenden Geniebeweise, mit denen er sonst alles zu bewältigen pflegte, versagten, — ja, der Gedanke an sie vermehrte den Ekel nur. Weshalb wollte ihn keiner haben? Weshalb liebte ihn keiner? Weshalb war er der Feind aller und alle die Feinde von ihm? Weil er ein feiger, häßlicher, gemeiner Mensch war, der nichts hatte, was ihn den anderen wert machen konnte. Nichts? Sein Blick flog zu den Wänden der großen Dichter hinüber. Ja, wohl hatte er sich gefüllt mit dem Edelsten, was Menschengestalt irdacht und gestaltet hatte, aber er hatte diesen edlen Inhalt in ein schmutziges, vergiftetes und gemeines Gefäß geschüttet, so daß auch er unrein geworden war.

Da ging Heinrich Heder hin und kaufte sich einen Revolver. Er kaufte den feinsten und elegantesten, den er fand. Er malte sich aus, wie man ihn finden würde. Er hielt sich selbst in Gedanken aus dem Geiste seiner Feinde heraus, die ihn zu spät erkennen würden, die Grabrede. Im Gewande des Selbstmitleids, der pathetischen Regung schlich sich die Eitelkeit leise wieder ein.

Nachdem er sich umgezogen, schrieb er einen Brief, in dem er mitteilte, daß er sich am See erschießen würde, siegelte ihn und legte ihn auf den Tisch. Dann ging er, und nun war er hier.

Tief und tiefer sank die Sonne. Ueberm Schilfe tangten die Müden, die Frösche begannen zu quaxen. Die Welt war schön, aber er mußte scheiden.

Er spannte den Hahn. Noch immer wies die Mündung des Laufes auf den See hinaus, der jetzt in rotem Golde ging. Ein leichter Druck — alles war aus.

Fast mechanisch zog der Hülflehrer den Finger an. Sein Herz schlug, sein Atem setzte aus — ein kurzer Schrei.

Donnernd rollte der Schuß über den See. Von allen Seiten wurde der mächtige Schall zurückgeworfen, daß er hier und dort wie rasselnd und nach einem Ausweg grollte. Ein scharfer Pulvergeruch — aufgeschreckte Krähen, die schon zur Nachtruhe aufgebäumt hatten und nun krächzend über die Bispfel davonstrichen — dann die doppelt unheimliche, durch keine Regung unterbrochene Stille.

Heinrich Heder sah unweit des Ufers im Grase und lächelte blöde, in furchtbare Angst. Er hielt den Revolver noch trampfhaft in der Hand. Er hatte einen bitteren Geschmack im Munde und ein Krachen im Halse. Er horchte, als werfe sich noch immer der donnernde Schall an sein Ohr.

Und er wußte, seit er den Schuß gehört, daß er viel zu feige

war, um die Waffe gegen sich zu kehren. Daß der ganze Revolverkauf und alles, was ihm folgte, nur wieder eine Komödie gewesen, die er sich selber vorgespielt hatte, um aus der Selbstverachtung wieder herauszukommen. Aber auch aus dieser bitteren Erkenntnis saugte er süße: daß er Mut genug hatte, sie sich einzugestehen.

Die Stille schien noch zu wachsen. Sie fiel ihm plötzlich auf. Er sah sich scheu um. Die Taucher auf dem See waren verschwunden. Nichts Lebendes war zu sehen oder zu hören. Da überlief ihn eine unruhige Angst. Er steckte den Revolver ein und ging langsam, dann immer schneller und schneller davon. Zuletzt lief er fast.

Ja, ja, er war gemein! Aber dem Direktor und den Schülern hatte er es doch gründlich gegeben! Wenn er jetzt aus dem Schuldienst auch herausmüßte! Eigentlich war es überhaupt nur eine Beschäftigung für mäßige Köpfe, dieses Weisheitseinbläuen! Und er hatte ja noch sein Vermögen.

Er mäßigte den Schritt. Vor ihm lag die Stadt. Doch er bog von der großen Straße ab und schlief über die Wiesen an den Garten entlang. Es brauchte ihn niemand zu sehen. Einmal sagte er auch in die Tasche. Seine Finger berührten das kühle Metall der Waffe. Da murmelte er etwas, während ein halb überlegener, halb höhnisch-verächtlicher Zug über sein Gesicht glitt . . . einen Namen:

„Kerges!“

## Kleines feuilleton.

or. Bei uns in Meseritz. Vorgehabt hatte sie es schon eine ganze Weile, an die Ausführung aber nie gedacht, nun sollte es also dennoch Wahrheit werden: Tante Klothilde wollte kommen; so auf der Durchreise, für einen Tag. Frau Lotte nahm die Nachricht mit sehr gemischten Gefühlen auf, die beiden Töchter jubelten.

„Rein, Mama, das wird reizend,“ sagte Hedi, „man hört mal wieder was von alten Bekannten, und wir können uns doch auch wieder lassen. Tante Klothilde wird ja stammeln, und die in Meseritz werden auch Augen machen, wenn sie hören, wie weit wir es in den fünf Jahren in Berlin gebracht haben.“

„Ja, schon darum freue ich mich, daß sie kommt,“ stimmte Trude der Schwester bei. „Als wir nach Pappas Tode so arm und elend aus Meseritz weggingen, hätte doch auch niemand gedacht, daß es uns hier noch mal so gut gehen würde.“

„Na, wir haben ja auch fleißig genug gearbeitet.“

„Ja, das habt Ihr!“ sagte Frau Lotte stolz und nickte den Töchtern zu.

„Aber Du auch, Mutterchen.“ Und lachend fielen sie der Mutter um den Hals. „Also laß nur Tante Klothilde kommen. Morgen früh holen wir sie von der Bahn . . .“

Eine sehr große stattliche Dame in eleganter aber etwas altmodischer Tracht. Das Kapothütchen mit den lila Stiefmütterchen und den breiten Bindbändern paßte zu dem strengen Gesicht, den glattgeschneitten Haaren und dem grauhaarigen Regenmantel mit der langen Pelertine. Man fand sich zunächst sehr gerührt in die Arme.

„Daß ich Euch alle noch mal wiedersehe,“ schluchzte Tante Klothilde, während sie den Bahnhofsperren hinunterschritten. „Rein, daß ich Euch alle noch mal wiedersehe! Und es geht Euch wirklich gut? Ihr steht wieder so da, wie zu Vaters Zeiten in Meseritz?“

„Noch viel besser, Tanten,“ lachte Frau Lotte. „Wir haben eine sehr gemüthliche Wohnung im allerbesten Viertel — wir haben unser brillantes Einkommen, na, mit einem Wort, es geht famos. Und jetzt fahren wir nach Haus.“ Sie winkte eine Droschke heran.

„Rein, dieses Berlin!“ sagte Tante Klothilde, während sie durch die Straßen rollten. „Dieses Leben, da traut man sich ja gar nicht rein. Sind das hier die Linden?“

„Rein, Tante, das ist die Bülowstraße, nach den Linden kommen wir jetzt gar nicht hin.“

„Na, ich denke, Ihr wohnt im allerbesten Viertel?“

„Wohnen wir auch, Tanten,“ lachte Hedi. „Potsdamerstraße, denk mal!“

„Ist die so dicht bei den Linden?“

„Ru nee, da fehlt noch 'ne ganze Ecke.“

„Dann ist es doch auch kein gutes Viertel!“ Tante Klothilde zog die Mundwinkel verächtlich herab. „Das gute Viertel ist immer in der Hauptstraße und nahe bei. Bei uns in Meseritz wohnt man nur im guten Viertel, wenn man etwas auf sich hält. Ich begreife nicht, daß Ihr nicht unter den Linden wohnt.“

„Nu, Tanten, wer soll denn das begreifen?“ Die beiden jungen Mädchen lachten hell auf. „Wir müssen doch 'ne billige Wohnung haben. Die Potsdamerstraße ist auch 'ne ganz feine Straße,“ fügte Trude ironisch hinzu. Da wären wir übrigens.“

Tante Klothilde betrachtete das Haus durch ihr Stielorgnon: „Nun, es sieht ja ganz anständig aus, und so viel Blumen habt Ihr auf dem Balkon.“

„Das ist nicht unser Balkon, Tanten . . .“

„Was, Ihr wohnt nicht mal eine Treppe?“

„Rein, Tanten, sogar viere und auch nicht hier vorn, sondern nach dem Garten.“

„Hinten heraus?“ Tante Klothilde sperrte den Mund etwas auf, was ihr ein ungemein geistreiches Aussehen gab. Frau Lotte ließ ihr zum Nachdenken indessen nicht viel Zeit. Sie stieg einfach

voran, Tante Klothilde leuchte hinterdrein, ganz erschöpft sank sie oben in eine Sophaede.

„Ja, Tanten, das Treppensteigen ist nicht schön, aber man gewöhnt sich dran,“ tröstete Hedi. Allein Tante Klothilde fuhr empört auf: „Das Treppensteigen! Denkt Ihr, ich stöhne über das Steigen? Aber daß Ihr so ordinär wohnen könnt, das versteht ich nicht. Nach hinten heraus und noch vier Treppen! Bei uns in Meseritz dürfte das nicht sein. Gott, Kinder, Ihr braucht mir doch nichts vorzumachen — sie begann zu schluchzen —, wenn es Euch wirklich noch so schlecht geht, — will ich's ja gern den Verwandten sagen. Sie legen entschieden alle zusammen und geben Euch im Monat fünf Mark zu, damit Ihr wohnen könnt, wie es sich für Euch paßt.“

„Das ist sehr liebenswürdig von Dir, Tante,“ Frau Lottes Stimme zitterte ein bißchen und ihre Stirne zog sich kraus, „wir müssen für diese Hilfe aber danken, wir haben, was wir brauchen, allein, und sogar reichlich. Wir geben für diese Wohnung nämlich siebenhundertfünfzig Mark im Jahr.“

„Aber Lotte, das ist ja unerhörte!“ Tante Klothilde sperrte wieder den Mund auf. „Lotte, wie kann man denn so vergeuden! Siebenhundertfünfzig Mark, da lebt man bei uns in Meseritz ein halbes Jahr von. Du scheinst Dir ja merkwürdige Anschauungen angewöhnt zu haben.“

„Das bringt Berlin so mit sich, Tanten. Willst Du Dich denn aber nicht mal umschauen, wir haben drei große Zimmer für das Geld und sehen über lauter Gärten.“

Trude versuchte abzulenken, aber Tante Klothilde war vorläufig noch nicht für anderes zu haben. „Siebenhundertfünfzig Mark! Ja, wovon bezahlt Ihr denn das aber?“

„Nun, wir verdienen ja sehr schön. Hedi hat eine feine Stellung bei einem Rechtsanwält im Bureau, ich mache feine Kunstfidereien und habe fast nur Privatkundschaft und ...“

„Du nährst für fremde Leute?!“ Tante Klothilde war wieder sprachlos.

„Erlaub' mal, Mama hat ein Atelier für künstlerische Handarbeiten,“ sagte Trude gereizt. „Das kann nicht jeder.“

„Das ist sogar ein hochfeiner Erwerb, wenn den nur mancher hätte,“ fiel Hedi empört ein. Frau Lotte gab ihnen einen Wink, zu schweigen.

Tante Klothilde schüttelte den Kopf: „Sie nährt für fremde Leute! Gott, ist das schrecklich, ist das schrecklich! Das würde bei uns in Meseritz keine Dame tun, die was auf sich hält. Und Hedi ist bei einem Rechtsanwält? Da kommt sie ja aber immerzu mit Männern zusammen?“

„Ich komme mit noch viel mehr Männern zusammen, Tante,“ fiel Trude ein.

„Ich bin Sekretärin in 'ner Redaktion, da kommen fast nur Herren hin.“

„Und das leidest Du, Lotte?“ Tante Klothilde redete sich in die Höhe. „Solche Stellungen läßt Du Deine Töchter nehmen? Solche unanständigen Stellungen? Das ist ja empörend! Wenn das mein Bruder erlebt hätte.“ Sie preschte das Taschentuch an die Augen.

„Papa war' sehr froh, daß wir Geld verdienen.“ Trudes Augen funkelten.

„Bei uns in Meseritz sähe Euch kein Mensch an,“ schluchzte Tante Klothilde. „Bei uns in Meseritz verachtet man Mädchen, die so ungeniert mit Männern verkehren. Gott, wie seid Ihr geworden in Berlin!“

„Ja, sieh' mal, das bringt eben das Leben so mit sich!“ Frau Lotte lächelte mokant.

„Das ist ja aber ein empörendes Leben!“ Tante Klothilde wurde kirchrot im Gesicht. „Und solch ein Leben führt Ihr hier? Das würde bei uns in Meseritz kein Mensch tun. Gott, wenn ich das den Verwandten erzähle ...“

„Na, hör' mal, ich meine, Du kannst nur erzählen, daß Du uns bei fleißiger Arbeit und in den besten Verhältnissen gefunden hast.“ Jetzt wurde auch Frau Lotte böse.

Aber Tante Klothilde seufzte und sah gen Himmel. „Beste Verhältnisse? Das nennt sie beste Verhältnisse! Wohnt in einer entlegenen Gegend, hinten heraus, vier Treppen, nährt für fremde Leute und läßt die Mädchen mit fremden Männern arbeiten! Euch würde man bei uns in Meseritz ganz einfach die — Verkommenen nennen.“

os. Tanz und Wort gehören zusammen. Das gesprochene, mehr noch das geungene Wort schlägt einen Rhythmus an, zu dem die Glieder sich taktmäßig bewegen. Die primitive Tanzkunst der Wilden Völker war so geartet. An diesen Ursprung knüpft die moderne Tanzkunst wieder an. Der ganze Körper kommt zu seinem Recht, zur Mitwirkung. Aus dem sonst üblichen Gehüpf wird ein Schreiten und schöne Linien und Formen treten an Stelle verzerrter Gesten. Man denkt an dergleichen, wenn man den Titel der im Lustspielhaus am Donnerstagnachmittag stattgefundenen Veranstaltung „Tanz und Wort“ liest. Aber die Erwartung erfüllte sich nicht. Die Künste werden hier nur äußerlich zusammen gebracht. Zwei Damen, Irma Goeringer und Irene Sanden hatten sich zusammengetan, die eine rezitierte, die andere tanzte. Gedichte und Skizzen wechselten mit Tanzimprovisationen.

Die Tanzkunst der Duncan lehnt sich an den griechischen Schritt-reigen an, der in den gymnastischen Übungen der griechischen

Jünglinge und Mädchen seine Ausbildung fand. Proben dieses Reigentanzes sehen wir auf griechischen Vasen. Es ist die edle, plastische Form, die dabei zum Ausdruck kommt, die Freude der Antike an der körperlichen Erscheinung fand hier ihr Genüge. Die Schlafstänzerin Madeleine ging innerlicher vor. Ihr Tanz war nicht Anlehnung an griechische Vorbilder — die Duncan bekam dadurch schon etwas Lehrhaftes, Professorales in ihren Tanz hinein —, sondern eine durch den Rhythmus der Musik angeregte, unmittelbare Darstellung und Uebertragung des Gefühls. Dieses mehr Unmittelbare zeigte sich eben darin, daß das Gesicht, das Mienenspiel auffällig mit hineingezogen wurde, was die Duncan gerade vermied. Wenn auch der Titel Schlafstänzerin nach Kallame schmückte, so zeigte sich doch in der Art der Darstellung des innerlichen Erlebens der Musik eine äußerst nervöse, fast krankhaft sensible Empfindsamkeit, ein Reagieren auf feinste Gehörreize, wie es in dieser Art selten vorkommt. Die Mimik ergänzt so den Tanz. Fräulein Irene Sanden zeigte weiter nichts, als daß diese Anregungen, namentlich der Duncan, Schule machen. Man merkt, daß sich bald stereotype Bewegungen ausbilden werden, wie es beim Tanz in der alten Form der Fall war. Die Gesten haben etwas Schematisches, Monotonies, immerzu leidet dieses Hüpfen und Springen, dieses Wäden und Knieen wieder. Auch der Gesichtsausdruck ist stereotyp, ein erstauntes Wäden, ein Lächeln, ein Lächeln. Allerdings liegt es ja in der Tanzkunst — ihre Entstehung rechtfertigt es — begründet, daß das Persönliche eigentlich sich nicht so vordrängt. Der Tanz, der den ganzen Körper in Mitleidenschaft zieht, führt notgedrungen zu einer typischen Darstellung, die die scharfen Persönlichkeitsunterschiede unterdrückt und ausgleicht. Dann muß aber das Ganze die Prägung reifer Gestaltungs-kraft erhalten und nicht den Stempel gelehriger Nachahmung alszu deutlich an der Stirn tragen.

Und wozu die Musik eines Chopin und Schubert zu solchem Beginn bemühen? Sie ist nicht dafür geschaffen, sie erfährt eine Verballhornung dadurch, sie wird gemißbraucht. Was in diesen Tönen lebt, kommt voll in ihnen selbst zum Ausdruck, und es bedarf keiner Tänzerin, um sie zu interpretieren, der es auch um deswillen nicht glücken wird, da ihr das feinere Verständnis der Musik abgehen wird. Es klingt zwar sehr hübsch und einfach, wenn es heißt: „Irene Sanden wird durch ihre Tanzphantasien den Stimmungsgehalt musikalischer Schöpfungen im Tanze ausdrücken“. Tatsächlich aber liegt darin eine ungeheure Annäherung und, wenn man die Tat nachher sieht, eine maßlose Uebertreibung. Spielt nun noch der musikalische Begleiter so schlecht, wie es hier der Fall war, so muß man gegen das Malträtieren musikalischer Schöpfungen zum Zwecke sensationeller Ausbeutung energischen Einspruch erheben.

Fehlte der Tänzerin jede besondere Eigenart, so läßt sich von den Dichtungen Irma Goeringers wenigstens sagen, daß sie ehrlich empfunden sind. Es läuft manches Triviale, manches Sentimentale mit unter. Dafür erfreut in anderen Stellen eine gewisse Intimität der Beobachtung, eine Freude an stillen Feinheiten, und in ganzen merkt man hinter den Sachen eine vielleicht ein wenig schwächliche aber eigene Anschauung, eine nachgebende Weichheit weiblichen Empfindens, die sympathisch berührt. Mehr kann man allerdings nicht sagen.

**Humoristisches.**

— Neue Bezeichnung. Gast: „Bringen Sie mir eine Tasse Fleischbrühe — aber nicht etwa wieder Monokel-Bouillon!“

Kellner: „Was meinen der Herr damit?“

Gast: „Nun solche, auf der nur ein Auge schwimmt!“

— Boshaft. „Du, Karl, nachdem wir uns neulich in strömendem Regen getrennt, brach' ich meiner hübschen Nachbarin noch ein Ständchen!“

„Nun ja ... wenn man einmal nah ist!“ —

— Ausweg. „Da begegnet mir seit einiger Zeit öfter ein Herr; der grüßt mich immer sehr höflich, spricht auch manchmal mit mir, und ich weiß seinen Namen nicht — das ist mir so peinlich!“

„Kennen S' ihn halt einfach „Herr Meyer“ — und wenn S' a' bißerl a' Glück hab'n, dann stimmt's auch!“ —  
(„Fliegende Blätter“.)

**Notizen.**

— Hermann Heijerman's neues Schauspiel „Ghetto“ geht im kleinen Theater am 9. November zum erstenmal in Szene.

— Gorkis neues Drama „Sonnenkinder“ hatte bei der Uraufführung in Petersburg nur einen mäßigen Erfolg.

— „Rufete“, Operette von Herblay, ist die nächste Novität des Central-Theaters.

— Rudolph Lothar's Freimaurer-Drama „Die Rosentempel“ ist bei der Uraufführung im Wiener Deutschen Volkstheater durchgefallen.

— Ueber einen großen Sprottenfang berichtet das „Memeler Dampfboot“: Durch die in letzter Zeit anhaltend gewesene stürmische Bitterung haben sich Sprotten, Breitslinge, Brötlings, auch Brötlings genannt, in großen Mengen an unserer Küste eingefunden. So wurden z. B. von Mellneragger Fischern mit einem einzigen Strandgarnzuge sechs Bootsladungen à 100—120 Scheffel gefangen.